

Wilfried Engemann: In einer Predigt als Mensch zum Vorschein kommen?
Anthropologische Aspekte einer hörererorientierten Homiletik. – In: PSt(S) 2019/20,
Perikopenreihe II, Erster Halbband, 2019. – S. 9–16.
(ISBN 978-3-946905-80-6 zugleich als E-book)

Homiletischer Essay

Wilfried Engemann

In einer Predigt als Mensch zum Vorschein kommen?

Anthropologische Aspekte einer hörererorientierten Homiletik

Die Frage nach einem angemessenen Adressatenbezug der Predigt ist in der Geschichte der Theologie mit großer Leidenschaft diskutiert und lange Zeit unterschiedlich beantwortet worden – letztlich aber nicht unentschieden geblieben. Die *Predigtstudien* stellen eine herausragende publizistische Positionierung in dieser Debatte dar: Wenn wir predigen, halten wir keine Vorträge über Texte. Wir bringen auch nicht einfach Heilsbotschaften unter die Leute. Im Fluchtpunkt der Predigt steht unser Leben. Dort setzen wir an. Darauf kommen wir immer wieder zurück. Dass »unser Leben« dabei auch als »Leben aus Glauben« in den Blick kommt, bedeutet nicht, dass Christen vor grundsätzlich anderen, spezielleren oder einfacheren Herausforderungen stünden als jeder Mann, wenn es darum geht, unter vorgegebenen Bedingungen ein nicht vorgegebenes Leben zu führen. Darum stellen die *Predigtstudien* seit mehr als 50 Jahren Sonntag für Sonntag die Frage nach der Hörerin und dem Hörer als Frage nach der Bewältigung des Lebens, indem sie die Pointe biblischer Texte und die thematischen Akzente des Kirchenjahres um den Horizont je authentischer Situationen zu erweitern suchen. Das führt im Vorfeld der Predigt zu konkreten Perspektiven und substanziellen Fragen, die nicht zuletzt anthropologischer Natur sind.

1. Hörererorientierung – situationshermeneutisch und anthropologisch

Die Beweggründe, eine Predigt zu *halten*, sollten im Leben der Menschen liegen, die sie *hören*. Das ist eine Voraussetzung der Lebensdienlichkeit einer Predigt. Dementsprechend finden wir auch in diesem aktuellen Band der *Predigtstudien* erhellende Schlaglichter auf die Wechselfälle unseres Lebens, auf Situationen des Alltags, auf Ausschnitte aus unserer Lebenswirklichkeit, wobei an jedem Sonn- oder Festtag andere Facetten und Erfahrungen unseres Lebens in den Blick kommen, über die zu reden sich lohnen sollte. In den damit verbundenen Analysen geht es häufig um »situationshermeneutische« Fragen: Es gilt nicht nur zu sondieren, wie eine Situation im Einzelnen beschaffen, von welchen Bedingungen sie geprägt ist; es geht vor allem darum zu klären, vor welcher Herausforderung sie stellt, welches Problem, welche Möglichkeiten wir in ihr erkennen, was sie uns im Blick auf unser Selbstverständnis, unsere

Identität und unser Leben »fragt« bzw. »zeigt«. Darüber hinaus geht es zum Beispiel um die Wahrnehmung von Analogien zwischen der historischen Situation, die den jeweiligen Predigttext zu einem bestimmten Zeitpunkt anscheinend »brauchte« – die ihn in gewisser Hinsicht hervorbrachte –, und der gegenwärtigen Situation, die wir unterstellen, wenn wir heute mit diesem Text auf die Kanzel treten und uns um eine Predigt bemühen, die wiederum zu gebrauchen sein soll.

Um dem Anspruch einer adäquaten Hörerorientierung gerecht zu werden, genügt es freilich nicht, sich in Situationen zu vertiefen, um (nur) auf diesem Wege einen je konkreten Bezugsrahmen für die Kommunikation des Evangeliums entwerfen zu können. Ebenso fundamental ist die Frage nach dem Menschenbild, von dem sich Predigerinnen und Prediger jeweils leiten lassen, wenn sie »den Menschen« – quasi als Vertreter der Hörerinnen und Hörer – in bestimmten Situationen, auf die ihre Predigt anspielt, auftreten lassen. Was soll er dort? Worin besteht sein Anteil am »Situationsziel«? Unheilvolle, belastende, jedenfalls in irgendeiner Hinsicht problematische Situationen werden ja deshalb homiletisch aufbereitet, um deren Überwindung bzw. Veränderung anzubahnen oder zumindest eine entsprechende Haltung dazu zu finden. Was wird »dem Menschen« bzw. den anwesenden Hörerinnen und Hörern dabei zuge-
traut und zugemutet? Was wird von ihnen erwartet? Wie werden sie gesehen? Wer dürfen, wer können, wer sollen sie als Mensch sein?

Die Relevanz einer Predigt hängt in hohem Maße sowohl von der Stimmigkeit und Plausibilität der jeweils unterstellten Situation als auch von der Angemessenheit ihres Menschenbildes ab. Über »Stimmigkeit« und »Angemessenheit« wird aber nicht allein theologisch entschieden; Situationen und Menschen müssen zu *ihren eigenen* Bedingungen wahrgenommen und verstanden werden, was nur interdisziplinär möglich ist. Nachdem in den Essays zu den Predigtstudien schon oft darüber geschrieben wurde, was es heißt, sich im Sinne von Ernst Lange mit der Situation der Hörer und der Hörerinnen als der Situation der Predigt zu befassen, möchte ich an dieser Stelle einmal die Frage nach den anthropologischen Prämissen der Predigt ansprechen.

2. Anthropologische Probleme zeitgenössischer Predigt

Häufig argumentieren Predigten implizit oder explizit mit Fragmenten einer Anthropologie, die, als sie im 16. Jahrhundert entworfen wurde, vor allem die Heilslehre der Lutherischen Theologie plausibilisieren sollte: Nichts am Menschen taugt dazu, einen Beitrag zu seiner Erlösung zu leisten, auch nicht seine guten Werke oder seine wohlwollenden Absichten. Was ihn errettet, liegt *extra nos*, in Christus. Der eigene Wille, der in der mittelalterlichen Philosophie als Steuerungsimpuls menschlicher Freiheit durchaus schon ein Begriff war, kommt als Modus der

Selbstbeteiligung des Menschen an seiner Befreiung von Sünde, Tod und Teufel nicht in Betracht.

Das von Luther aufgegriffene Modell vom Menschen als *incurvatus in se ipsum* ist für die protestantische Predigtkultur in vielerlei Hinsicht prägend. Es hat zunächst – eingebettet in eine entsprechende Soteriologie – zur Verdeutlichung der Kategorie »Evangelium« beigetragen. Das damit eingeläutete Ende einer mit der Angst dealenden kirchlichen Heilswirtschaft hat vielen Menschen die Sorge um den Ausgang ihrer Erdentage genommen und ihnen die Freude am Leben wiedergeschenkt. Andererseits schlägt jene soteriologisch durchgearbeitete Anthropologie häufig auch bei der Darstellung und Vertiefung von Predigtthemen durch, die gar nicht die Erlösung des Menschen, sondern die Bewältigung seines Lebens betreffen. Das hat zur Folge, dass die eigentlichen Herausforderungen, vor die etwa das »Führen eines eigenen Lebens in Freiheit« stellt, oftmals gar nicht erst in den Blick kommen, sondern von theologischen Ideenkonzepten verdrängt werden. Dementsprechend funktionieren auch die Identifikationsangebote entsprechender Predigten nicht: Menschen können und wollen schlicht und einfach nicht so sein, wie es ihnen nahelegt wird.

Homiletische Klischees über den »modernen« bzw. »postmodernen Menschen« charakterisieren die unter der Kanzel Versammelten gern als egoistische, konsumgierige, unverbindliche, gleichgültige, von sich aus beziehungsunfähige Wesen. Im Lasterkatalog entsprechender Predigten stehen mangelndes Interesse an anderen, zu wenige Anstrengungen auf dem Gebiet der Nächstenliebe, übertriebene Selbstliebe und rücksichtsloses Streben nach Freiheit oben an. Der Wille des Menschen erscheint als latenter Affront gegen den Willen Gottes, weshalb man besser keinen eigenen Willen haben sollte. Auch der im Kontext von Kriegserfahrungen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts geprägte Topos von der »Fratze des Menschen« macht in diesem Zusammenhang hier und da noch die Runde, so dass man den Eindruck gewinnen kann, ein schlechtes Los damit gezogen zu haben, ausgerechnet Mensch zu sein und allein schon dadurch in einem permanenten Beziehungskonflikt mit Gott zu stehen, auch wenn dieser Konflikt im Laufe des Gottesdienstes angeblich – und zwar jeden Sonntag wieder – repariert wird.

Diese Anthropologie wird in dem Maße zur Hypothek, wie die Hörerinnen und Hörer dazu aufgefordert werden, die in der Predigt angesprochenen Probleme dadurch zu lösen, dass sie gewissermaßen von ihrem Menschsein Abstand nehmen: von der Beschäftigung mit ihren Wünschen, von der Klärung und Aneignung eines eigenen Willens, von der Selbstliebe und anderem mehr. Gleichzeitig wird ihnen nahegelegt, die erfahrenen Grenzen der Geduld, des Verstehens, der Hingabe, des Sich-

um-andere-Kümmerns usw. mit Gottes Hilfe in der kommenden Woche zu überschreiten. Diese Argumentation zieht nicht nur gesetzliche Predigten nach sich, sie lässt die Anwesenden paradoxerweise gerade *nicht* Mensch sein: Indem sie ihnen zu verstehen gibt, an Liebe, Vertrauen, Verständnis, Hingabe usw. »zu wenig« geboten zu haben und mit etwas mehr gutem Willen und Gottes Hilfe mehr davon liefern zu können, werden Gutmenschen und Allesversther faktisch zum christlich-anthropologischen Ideal erklärt – eine frustrierende Option für Menschen, die einer Predigt in der Erwartung folgen, in Richtung Menschsein erbaut zu werden.

3. Argumente für eine am Menschsein orientierte Anthropologie

Es genügt also nicht, Anhaltspunkte für einen grundsätzlichen Blick auf den Menschen nur aus seiner Erlösungsbedürftigkeit zu rekonstruieren und dabei auch noch inkonsequent zu sein. Zudem folgen einer Predigt in der Regel Menschen, die sich – in der Sprache der lutherischen Theologie – des »Erlösungswerkes Jesu Christi« nicht nur bewusst sind, sondern es dankbar für sich in Anspruch nehmen, Menschen, die gleichwohl erwarten, dass ihnen das Hören einer Predigt auch bei der Bewältigung ihres Lebens hilft, und dass vor allem nicht jeden Sonntag von neuem ihre Erlösung bzw. Gottesbeziehung auf dem Spiel steht. Wenn wir gelten lassen, dass sich als erlöst erfahrende Christenmenschen vor derselben elementaren Herausforderung wie alle anderen Zeitgenossen stehen, nämlich unter vorgegebenen Bedingungen ein nicht vorgegebenes Leben zu führen, dann darf das Repertoire zur »Ausübung unseres Menschseins« nicht kleingeredet oder als irrelevant übergangen werden. Es ist anzusprechen und zu stärken.

Dazu gehört es zum Beispiel, sich im Vorfeld der Predigt damit zu befassen, was es heißt, etwas zu wollen – bzw. zu verstehen, was es bedeutet, nicht zu wissen, was man will: Bevor es so weit ist, dass Menschen das, was sie wirklich wollen, in einer *Entscheidung* zum Ausdruck bringen, bevor sie entsprechend handeln (und dabei das, was sie tun, als *ihr* Tun erfahren), müssen sie sich mit ihren *Erwartungen und Wünschen* auseinandersetzen, von ihrer *Phantasie* Gebrauch machen können und bestimmte Optionen gedanklich antizipieren, deren Für und Wider mit Hilfe ihrer *Vernunft* abwägen und sich last not least mit ihren *Grenzen* befassen. Was immer sie schließlich wollen: Indem sie sich entsprechend verhalten und agieren, indem also ihr Wille handlungsleitend wird, erfahren sie ein Stück *Freiheit*. Dabei geschieht auch etwas mit ihrer *Identität*: Indem Menschen im Laufe ihres Lebens immer wieder abwägen, was sie wollen, was zu ihnen gehört und was nicht, was mit ihnen zu machen ist und was nicht, treffen sie nicht nur diese oder jene Entscheidung, *sondern werden dabei auch jemand Bestimmtes, jemand mit* diesen

Entscheidungen, wodurch sie eine bestimmte Identität ausprägen – ein Prozess, der bis zum Ende ihres Lebens nicht abgeschlossen ist. So nehmen Menschen Einfluss darauf, wer sie sind. Peter Bieri hat wiederholt auf diesen Zusammenhang zwischen der Aneignung eines Willens und Identitätsbildung hingewiesen (vgl. Bieri). Religion – wir könnten an dieser Stelle auch von der »Kommunikation des Evangeliums« und von der »Glaubenskultur des Christentums« sprechen, zu der die Predigt zweifellos gehört – ist für Fragen dieser Art eine schier unendliche Ressource an Bildern, Geschichten, Optionen und Werten.

Ein anderer anthropologisch zentraler Bereich ist die Erfahrung und Gestaltung sozialer Beziehungen, die mit verschiedenen Formen von Zuwendung einhergehen: Es trifft weder zu, dass Menschen – wie in Predigten immer wieder zu hören ist – erst dann lieben können, wenn sie Gott oder Christus begegnet sind, noch sind sie von Natur aus Egoisten. Dass Menschen von Natur aus gern kooperieren und grundsätzlich ebenso gern lieben, wie sie geliebt werden, ist eine der wichtigsten, interdisziplinär gewonnenen Überzeugungen zeitgenössischer Anthropologie (vgl. Bauer). Dagegen ist gerade die Tugend der Selbstliebe – die mit Egoismus und Narzissmus nichts zu tun hat, sondern als Basis der Selbstverantwortung lebensnotwendig ist – für viele Menschen eine eher schwerer zugängliche Erfahrung: Sie sind um ihres Jobs willen oder aus Verantwortung gegenüber unabweisbar erscheinenden Ansprüchen häufig dazu bereit, auch über längere Zeiträume einen rigorosen Umgang mit sich selbst an den Tag zu legen und dies als normal zu empfinden.

4. Zur Funktion einer homiletisch reflektierten Anthropologie

Eine Predigt ist eine theologisch ebenso legitime wie religionspraktisch privilegierte Möglichkeit, Menschen darin zu unterstützen, unter vorgegebenen Bedingungen ein nicht vorgegebenes Leben zu führen, sich auf ihr Leben zu verstehen und dabei von ihrem Glauben zu profitieren, ohne sich damit in den Himmel bringen zu müssen. Die Kenntnis, Artikulation und »Prüfung« eigener *Wünsche*, das Sondieren der *Beweggründe*, die man schließlich für sich gelten lässt und an die man sich in Freiheit bindet, der Anspruch, *im Einklang mit den eigenen Überzeugungen* leben zu »müssen«, wenn man Verantwortung tragen und dabei glücklich sein will – dies alles hat elementar mit Leben-Können, mit Identitätsbildung und einem guten Lebensgefühl zu tun, und versteht sich doch nicht von selbst. Einer lebensdienlichen Predigt sollte daran gelegen sein, die Anwesenden nicht immer nur (auch nicht meistens) für die Welt oder die Gemeinde oder ihre Nächsten in die Pflicht zu nehmen; sie sollte in erster Linie ein Dienst um ihres Lebens willen sein, gleichsam ein Service für ihr Menschsein mit allem, was es ausmacht.

Das ist aber nur auf Basis einer adäquaten Anthropologie möglich, die den »Basiskompetenzen der Lebenskunst« (Engemann, 2006, 28–32) Rechnung trägt, die die Freiheit und Würde des Menschen als die Herausforderung versteht, ihr homiletisch zu entsprechen, und die die Hörerinnen und Hörer implizit oder explizit dazu anleitet, mit sich selbst befreundet zu sein, um nur einige Aspekte hervorzuheben. Dabei werden die Hörerinnen und Hörer an Spielräume herangeführt, von denen sie – bei allem Respekt vor den eigenen Grenzen – womöglich gar nicht wussten, dass sie sie haben, wobei sich zeigen kann, dass man die eigenen Grenzen sowohl unter- als auch überschätzen kann.

Eine wichtige Orientierung bei dieser Aufgabe der Predigt ist die Lebenskunde Jesu bzw. das Lebenswissen der jüdisch-christlichen Tradition, wobei es entscheidend ist, dass der Hörer/die Hörerin im Zuge der Rezeption der Predigt *Subjekt dieser Orientierung* bleibt bzw. wird. Diese Orientierung läuft ja darauf hinaus, die Subjekt-Rolle im eigenen Leben wahrzunehmen, Entfremdungsprozesse auch dem eigenen Leben gegenüber zu überwinden und – nicht zuletzt mit Hilfe einer Predigt – zu einem eigenen Leben ermutigt und angeleitet zu werden. Wenn das Neue Testament erzählt, wie Menschen in die Kommunikation des Evangeliums verwickelt werden, wird anhand von Begebenheiten, in Gleichnissen und mit Bildern vor Augen geführt, »wie jemand als Mensch zum Vorschein kommt« (Engemann, 2016), wie jemand Schritte in die Freiheit geht und es genießt, Zuwendung sowohl zu erfahren als auch sie zu gewähren, wie ein Mensch anfängt, auf sein Gewissen zu hören, zu teilen und beispielsweise ein Fest zu feiern. Es sind immer Szenen, in denen sich Menschen neu zu verstehen gegeben werden und sich als nicht nur zumutbar, sondern wertgeschätzt erfahren, Momente, in denen Menschen in ihre Gegenwart durchbrechen und leidenschaftlich leben.

Was »können« diese Menschen am Ende all dieser Geschichten? Sie können leben. Es wäre eine ausgesprochene Verkürzung, nur davon zu sprechen, dass sie endlich glauben können, denn indem diesen Menschen bescheinigt wird, »dass ihnen ihr Glaube geholfen hat« (vgl. z.B. Mt 9,22; Lk 7,50; Lk 8,48), wird explizit auf die dem Leben dienende Funktion des Glaubens hingewiesen. Im Modus des Glaubens werden Menschen nicht in eine Parallelwelt gelockt, in der es darauf ankäme, durch Beteiligung an religiöser Praxis und den Erwerb ritueller Kompetenz ein spezifisches »Glaubensleben« zu führen, sondern sie werden zu einem *Lebensglauben* ermutigt: Sie werden intolerant im Blick auf ihre Arrangements mit Erfahrungen der Unfreiheit, sie sehen ihre Zukunft wieder offen. Sie gewinnen die Neugier auf ihr Leben zurück. Sie legen die Hand an den Pflug und schauen nicht zurück. Sie decken den Tisch ein – ohne die Sorge, dass es nicht reichen könnte – und erfah-

ren in all dem etwas von ihrer Würde. Das Menschsein des Menschen in dem eben skizzierten Sinn steht im Fluchtpunkt des Evangeliums.

5. Glauben als Kategorie eines leidenschaftlichen Lebens

Es gehört zum Erfahrungskern der Reformation, dass Religion für den Menschen da ist und dass Menschen, die sich als Glaubende erfahren, nichts anderes zu sein brauchen als Menschen. Die homiletische Stärkung dieser Erfahrung setzt allerdings voraus, Glauben und Menschsein nicht in eine programmatische Spannung zueinander zu bringen. Glauben-Können sollte nicht auf eine dem Menschen von außen imputierte Gewissheitskategorie reduziert werden, die keinerlei Anhalts- bzw. Haftpunkte hat an dem, was dem Hörer und der Hörerin *als Menschen* zu Gebote steht. (Andernfalls fällt vielleicht nicht der Mensch vom Glauben, aber doch der Glaube vom Menschen ab.) Es gilt vielmehr, Zusammenhänge zwischen der Erfahrung des Glaubens und dem aufzuzeigen, wozu sich Menschen plötzlich aus Glauben in der Lage sehen, was zunächst einmal wenig mit guten Werken, aber einiges mit Emotionen zu tun hat.

Glauben kann Menschen nicht zu eigen werden, wenn er sich ihnen nicht auch emotional erschließt, was durch die starke Fixierung vieler Predigten auf einen *Gewissheitsglauben* erschwert wird. Wenn hingegen die Autoren der biblischen Texte von der Bedeutung des Glaubens reden, kommen sie auch auf den Glauben begleitende *Emotionen* zu sprechen, in denen sich dessen Kraft und Authentizität zu erweisen scheint: Glauben wird im Wieder-Aufkeimen des eigenen Erwartungsgefühls entdeckt, wird im Verantwortungsgefühl eines Menschen manifest, lässt ihn etwas Bestimmtes wollen und etwas anderes nicht. Glauben tritt als Gefühl der Hoffnung hervor und gewinnt im Gefühl der Entschlossenheit Gestalt, sich zu »riskieren«. Glauben äußert sich im Gefühl der Dankbarkeit und rückhaltloser Hingabe. Glauben steht also in einem unmittelbaren Zusammenhang mit Gefühlen, die das Tun und Lassen eines Menschen, sein Wünschen, Urteilen, Wollen und Handeln begleiten.

Einen solchen Glauben kann man nicht auf eine Gewissheitskategorie reduzieren. Er ist ebenso eine Kategorie der Leidenschaft, die schließlich auch auf das Lebensgefühl eines Menschen zurückwirkt, auf jenes Grundgefühl, in dem die Erfahrungen des/der Einzelnen mit der Welt, mit den anderen und sich selbst gleichsam in einer Art emotionaler Gesamtbewertung zusammenfließen. Eine Predigt, die diese Zusammenhänge anerkennt, wird auch der Relevanz des Glaubens für die Selbstliebe Rechnung tragen können und das Verhältnis der Hörer und Hörerinnen zu sich selbst über das Stadium schuldbewusster Selbstreflexion hinausführen. Dabei könnte deutlich werden, dass sogar der Topos der Heiligung wachsenden Respekt gegenüber dem eigenen Leben impliziert.

Ich komme an den Anfang zurück: Die Erörterung der »homiletischen Situation« gehört um einer lebensdienlichen Predigt willen zweifellos zur Standardroutine der Predigtarbeit. Nur so können Predigten – ohne damit ihre einzige Funktion zu markieren – Situationsveränderungen provozieren. Der Mensch bzw. ein bestimmtes Verständnis vom Menschen gehört jedoch in eine Situation immer schon mit hinein. Ohne eine stimmige, dem Menschsein des Menschen gerecht werdende Anthropologie können die Herausforderungen, vor die eine Situation stellt, nicht adäquat erfasst werden. Für ihr Verständnis ist es entscheidend, wie ein Mensch grundsätzlich gesehen und was von ihm erwartet wird, was ihm zugetraut und zugemutet werden kann, und ob theologisch verstanden und akzeptiert wurde, dass eine Predigt gut ist, wenn sie einen Menschen darin unterstützt, als Mensch zum Vorschein zu kommen.

Literatur: *Joachim Bauer*, Prinzip Menschlichkeit. Warum wir von Natur aus kooperieren, München 2015; *Peter Bieri*, Das Handwerk der Freiheit. Über die Entdeckung des eigenen Willens, Frankfurt am Main 2013; *Wilfried Engemann*, Als Mensch zum Vorschein kommen. Anthropologische Implikationen religiöser Praxis, in: Ders. (Hg.), Menschsein und Religion. Anthropologische Probleme und Perspektiven der religiösen Praxis des Christentums (= WFTR 11), Göttingen 2016, 17–42; *Wilfried Engemann*, Aneignung der Freiheit. Lebenskunst und Willensarbeit in der Seelsorge, in: WzM 58 (2006), 28–48.